

## HERMANN KASACK OSKAR LOERKE

Es ist immer so in Deutschland gewesen: Betriebsamkeit, Mode, Lärm — der falsche Zeitgeist triumphiert über den wirklichen, inneren, den Geist der Zeiten. Der Stern einer Epoche, der Stern einer Saison, der am Kunsthimmel erscheint, gilt als wichtige Sonne, von Beiläufigem wird großspuriges Wesen gemacht, das Mittelmäßige immer auf den Tron der Zeitgenossen erhoben. Nach einem Jahr, nach einem Jahrzehnt kräht kein Hahn mehr danach. Dafür wird — fast gegen den Willen des Publikums — der Geist derer lebendig, die zu ihren Lebzeiten entsprechend verkannt, mißachtet und versklavt wurden. Statt der Schicksale eines Hölderlin, Kleist, Büchner mit Scham eingedenk zu sein, feiert man Feste, gründet man Gesellschaften zu Ehren der National-Literatur. „Was aber bleibt — stiften die Dichter.“ Die Dichter; und nicht die Literaten, Konjunkturmakler, Beziehungsschriftsteller, Cliquenjungens, Journalisten, Publikumsliebhaber. Dichtung ist kein Konkurrenzunternehmen für Zeitungsmittelung. Dichtung ist Schau. Sprache die Umsetzung. Wer nur sieht, was an der Oberfläche der Zeit und des Raums liegt, wird auch in der Dichtung nur Oberflächen spiegeln.

Aus dem Sammelsurium unserer Tage, in dem sich eine schreibende und beschriebene Welt wohl fühlt, ragen die Profile von zwei Dichtern hervor, die sich vor jedem besseren „Auch“-Lyriker genetisch unterscheiden. In denen sich der schöpferische Geist deutscher Sprache der nachgeorgenen, nachrillkeschen Epoche neu beseelt. Vielleicht fragwürdig beseelt. Aber ganz da-ist, in einem seiner Natur nach reinem, und seiner Möglichkeit nach großem Dichtertum —: Gottfried Benn und Oskar Loerke. Beiden ist nichts erspart geblieben und wird auch weiterhin nichts von dem erspart bleiben, was eben ein Dichter in dieser Zeit — zu schlucken hat. Der Eine fristet als Arzt, der Andere als Lektor eines Verlags sein Leben. Beide in Berlin. Auf den Ertrag ihres Lebenswerks angewiesen, das die Zeitgenossen überdauert, wären beide schon verhungert. Beide den Fünfzigern näher als den Zwanzigern, Beide die Bedürfnisse eines Zirkuspublikums verachtend, Beide den Dämonen der Seele und des Geistes hingegeben.

Loerkes vier Gedichtbände sind in einem regelmäßigen Abstand von immer fünf Jahren erschienen (bei S. Fischer, Berlin). Beginnend 1911 mit „Wanderschaft“, 1916: „Gedichte“ (die Neuauflage 1928 unter dem Titel: „Pansmusik“), 1921: „Die heimliche Stadt“, 1926: „Der längste Tag“. (Der Zyklus „Pompeji“ aus der „Heimlichen Stadt“ als Sonderdruck im Verlage der Dichtung, Gustav Kiepenheuer, Potsdam.) Die Entwicklung, die erstaunlich früh, nämlich mit etwa dreißig Jahren, zu einer eigenen, überraschend buchstabengenauen und sinngetreuen Prägung führt, langsam zum Mute zu sich selbst, zur Herrschaft über die Fülle der Welten, über das Wuchernde des Herzens, die Entwicklung, die schließlich die Stufe einer unmittelbaren Aussage der Dinge erreicht — mehr als ihre Deutung —, ist von außerordentlichem Maß. Sie vollzieht sich folgerichtig, ohne Umbruch. „Der lange Umweg, den ich angetreten / War doch der nächste Weg zu mir.“ Und gewiß sind in frühen Versuchen die Substanzen erkennbar, die später die lyrische Quintessenz des Loerkeschen Gedichts ausmachen. Doch sind zunächst die Schwerpunkte, die Gewichtsverteilungen der formbestimmten Welt noch nicht in ihrem schwebenden Ausgleich. Aber, vom einzelnen aus gesehen, wird schon mit dem zweiten Band „Gedichte“